

Klassenwechsel

Aufsteigen und Reichwerden in der Schweiz:
Wie Kinder es weiterbringen als ihre Eltern

Markus Schneider



Echtzeit

Wer kann ein Marcel Ospel werden? Wer nicht?

Taner Bahar wird 1971 in Istanbul geboren. Kurz darauf emigriert seine Familie nach Silvaplana ins Oberengadin. Sein Vater arbeitet als Elektriker, wird später Verwalter einer Überbauung mit Eigentumswohnungen, wo auch ganz Reiche wie der deutsche TV-Unternehmer Leo Kirch ihre Ferien verbringen. Seine Mutter Gülüm schuftet Teilzeit in einem Hotel. Taner ist sprachbegabt und bringt nie weniger als eine Fünf aus der Sekundarschule heim. Im örtlichen Sportgeschäft Conrad macht er eine Verkäuferlehre, mit 18 eine kaufmännische Lehre in St. Gallen. Als er Sponsoren für den Engadiner Inline-Marathon sucht, überzeugt er Benetton, ein Riesenerfolg. Mit dem ersten Geld postet er sich ein Mercedes-Cabriolet. Er zieht nach Rom, bleibt im Sportmarketinggeschäft. Anschliessend geht er nach Vaduz zu einem Vermögensverwalter, lernt dort den Kunden Dietrich Mateschitz kennen, den Gründer von Red Bull. Mit 30 lässt sich Taner unter seinem neuen Vornamen Dany einbürgern, mit 31 heiratet er Annett, die Tochter des Zürcher Headhunters Björn Johansson, also mitten in die High Society. Mit 34 wird er die rechte Hand von Dietrich Mateschitz, 63. Gemäss Medienberichten gibt es bei Red Bull in Fuschl am See (Salzburg) keinen Entschied mehr, der nicht über Dany Bahars Tisch geht.¹ Ist er in Zürich, schaut er im *Club zum Rennweg* vorbei, wo sich die junge hiesige Elite trifft, etwa sein Freund und Denner-Chef Philippe Gaydoul, 35, das Hedge-Fund-Wunderkind Rainer-Marc Frey, 43, oder Ex-Bankier Thomas Matter, 41, die alle schon in der BILANZ-Liste der «300 Reichsten» auftauchen.

Die umgekehrte Geschichte verläuft zum Beispiel so: Im Oktober 2006 steht eine 47-jährige Frau in Zürich vor Gericht. Sie hatte geklaut. Nichts Grosses, eine billige Kunstledertasche oder Badeschuhe und immer wieder Alkoholika. «Wohlstandsverwahrlost», nennt sie ihren Zustand. Aufgewachsen ist sie am noblen Zürichberg.

(1)
Lukas Hässig:
Der Mann dahinter,
in: FACTS, 13. 7. 2006

In den letzten zwanzig Jahren zog sie zwanzig Mal um, traf in den Bars der Stadt die falschen Männer, mit denen sie innert kurzer Zeit ein Erbe von 2,3 Millionen Franken verprasste. Inzwischen lebt sie von der Sozialhilfe.

Hier der schnelle Abstieg, dort der schnelle Aufstieg, beides gehört zusammen. Es sind Geschichten, wie sie schon immer vorgekommen sind, Storys, wie man sie schon immer erzählt hat, vor allem in den USA. Etwas seltener hörte man sie in der Schweiz, die bis jetzt als ein Land der eher begrenzten Möglichkeiten gilt. Entwickelt sich bei uns ein Tellerwäscher zum Millionär, wird das als Extremfall abgetan. An so etwas glaubt man nicht. Auf so etwas baut man nicht.

Viel lieber reden – und klagen – wir Schweizerinnen und Schweizer über die «Chancengleichheit». Ein Schlagwort, das sofort für besorgte Gesichter sorgt. Denn «gleiche Chancen für alle» gibt es nicht. Schon von Geburt an sind die einen Menschen kräftiger, schöner, klüger als die andern. Doch die Kritik zielt tiefer: darauf, dass das Schicksal eines jeden Individuums durch den sozialen Status seiner Eltern vorbestimmt sei. Unsere modernen westlichen Gesellschaften seien nicht wirklich «offen». Gewisse Menschen würden gezielt ausgeschlossen, andere schon von Geburt an privilegiert, heisst es.

Und schafft es ein Türke wie Bahar, muss der seinen Vornamen Taner auf das amerikanische Dany einschweizern. Stürzt eine Frau aus vornehmerm Haus ab, sind Drogen im Spiel. Sowohl der schnelle Aufstieg wie der schnelle Abstieg, beides wird – vorschnell – zur Ausnahme erklärt.

Nicht alle kommen oben an, aber einige

Soziologen vermitteln manchmal den Eindruck, als lebten wir in einer Ständegesellschaft des 19. Jahrhunderts. Selbst die Popkultur habe die Gegensätze nicht einfach weggeblasen. «Wenn der Direktor dieselben Jeans trägt wie der Arbeiter, ist das nicht dasselbe», klagt etwa der Basler Professor Ueli Mäder. «Der Direktor kann den Liftboy auch am Arm fassen und fragen, wie es ihm geht.

Umgekehrt ist das kaum möglich.» Unsere Gesellschaft, lehrt Mäder, sei nach wie vor durchdrungen von «sozialen Klassen». Vater dieser Theorien ist der französische Soziologe Pierre Bourdieu. Wir alle könnten den Lebensstil nicht frei wählen, sondern wir seien gefangen im Status, in den wir hineingeboren wurden. Dabei sollen auch feine Unterschiede eine Rolle spielen, etwa in der Kleidung, der Sprache, den Manieren, dem Geschmack.

Meist mündet das Klagelied in Schlagworte wie «Zweiklassengesellschaft», «Zweidrittelsgesellschaft», «Ausländerdiskriminierung». Als Beleg wird fast immer die berühmte Pisa-Studie zitiert, welche bewiesen habe, wie stark der Schulerfolg der 15-Jährigen von der familiären Herkunft abhängt. Diese Unterschiede pflanzen sich fort, von Schulstufe zu Schulstufe. Wer es an eine Schweizer Uni schafft, hat mit 60 Prozent Wahrscheinlichkeit einen Vater oder eine Mutter mit Matura. «Selbstrekrutierung», urteilen die Soziologen und sprechen von «sozialer Reproduktion». Am Ende der Diskussion erfolgt das ewige Mantra: Die Armen würden immer ärmer, die Reichen immer reicher.

So weit kurz zusammengefasst die Kritik. All diese Punkte werden in diesem Buch hinterfragt, Kapitel für Kapitel. Es wäre tatsächlich ein miserables Zeugnis für die Schweiz, wenn Menschen keine Chance hätten – nur weil sie den falschen Namen tragen, einen falschen Pass, das falsche Geschlecht haben, oder weil sie an einen falschen Gott glauben.

Um das Fazit vorwegzunehmen: Selbstverständlich wird es im Kapitalismus immer ein Unten und Oben geben. Nie werden *alle*, die heute unten sind, morgen oben ankommen; aber *einige* schaffen es. So gesehen ist dieses Buch ein Mutmacher. Es zeigt mit Fakten und Beispielen, *wie vielen* der soziale Aufstieg heute tatsächlich gelingt und warum – auch wenn diese Leute nicht mit dem Namen Schmidheiny oder Sarasin geboren sind, sondern als Gökdoğan oder Ljubisavljević. Die Schweiz bietet zwar nicht gleiche Chancen für alle – aber viele Chancen für viele, ja sogar bessere Chancen denn je. Noch nie